

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 7

Artikel: Schweizerische Prosaerzähler
Autor: Mühl, T. von der
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Prosaerzähler

*Arnold Kübler — Max Frisch — Hans Albrecht Moser
Albert J. Welti — Ludwig Hohl — Meinrad Inglin*

Von Th. Von der Mühl

Die vorliegende Auswahl von Neuerscheinungen Schweizerischer Prosaerzähler ist reich an Gegensätzen. Jeder Autor hat eine andere Art der Ausdrucksweise, eine andere Art die Umwelt zu sehen, sich selbst in sie einzubeziehen oder sich in ihr zu spiegeln; der Eine sagt viel indem er einfach erzählt, der andere erzählt um seinen Gedanken über die Probleme des menschlichen Lebens Ausdruck zu geben, zuweilen ist fremder Einfluss spürbar. Ein geschlossenes Bild schweizerischen Schrifttums ergibt diese Auswahl nicht, doch jedes dieser Bücher darf erwarten um seiner Qualitäten und um individueller Berührungspunkte willen seinen Leserkreis zu finden.

Arnold Kübler führt in dem umfangreichen Roman „Oeppi von Wasenwachs“ (Morgartenverlag) einen aufgeweckten Buben, den jüngsten Sohn vom Wirt im „Gasthaus zum Handross“ in Wasenwachs, durch die Schuljahre zur Reifeprüfung. „Der Bub ohne Mutter“ ist als Untertitel beigefügt, jedoch bedeutet dies keinen Hinweis auf Rührseligkeit, auf Leidenswege eines mutterlosen Kindes, es kennzeichnet einfach das Alleinsein des klugen und gesunden Bauernknaben. Für Oeppi war Wasenwachs „die grosse Mutter, barg Trost, war Zuflucht“. Die tägliche Fahrt zur Stadt, ins Gymnasium, erschliesst ihm eine andere Welt. Ohne Strebertum, gut und recht kommt er in der Schule vorwärts. Er weiss sich in der neuen Umgebung der städtischen Kameraden eine geachtete Stellung zu erwerben, gewinnt Einblick in das Familienleben seiner Mitschüler und erlebt mit scheuer Zurückhaltung, wie sie von Müttern umsorgt und gehegt werden. Oeppi ist die zentrale Figur des Buches. Um seine Person fügt sich in liebevoller Kleinmalerei die Umwelt ein, wird in dem Masse wichtig genommen, wie sie für Oeppi wichtig ist. Solang er im Dorf zur Schule geht, spielt der Unterricht noch eine nebensächliche Rolle. Während des Jahres, das der Bub bei seiner verheirateten Schwester am Bodensee verbringt, wecken die Stunden des Deutschlehrers ihm neues Ahnen, sobald der Wasenwachser Bauernsohn aber als Gymnasiast nach Winterthur zur Schule fährt, gewinnen der Unterricht, die Klasse, das Gemeinschaftserlebnis, gewinnt die Welt der Kadetten und der Turnvereinigung eine Wichtigkeit, die wie eine Zeitlupe, genau und

gründlich alles bis ins Kleinste beleuchtet. Dass der Leser sich die Mühe nimmt das den Namen Winterthur verhüllende Wort „Wittudaderdur“ jeweils zu buchstabieren, darf der Autor ebensowenig erwarten, als dass er sich „Cheudra“ für Zürich merke, doch dies, wie auch gewisse Eigenarten des Stils, manche Weitschweifigkeit auch, ist rasch verziehen um der Freude und Bewunderung willen welche Arnold Küblers Gabe erweckt sicher und lebendig zu gestalten. Die Hauptfigur scheint nicht dem Willen des Autors zu gehorchen, dieser stellt sich vielmehr in den Dienst seines Helden, ergreift und erfasst auch den Leser, der für den scheuen, herben und doch so warmherzigen Oeppi die herzlichste Zuneigung empfindet. Mit reger innerer Anteilnahme begleitet man den Knaben und Jüngling durch das heimatliche Dorf, lernt die Bewohner, Bauern und Fabrikarbeiter kennen, folgt Oeppi auf seinen Streifzügen durch Felder und Wälder, verzeiht ihm seine Bubenstreiche. Die Mitmenschen sind dem mutterlosen Kind durchaus freundlich gesinnt, und durch seine Leistungen erregt er Bewunderung; aber jeder geht seiner eigenen Arbeit nach, auch der Vater und die älteren Brüder. Keiner versucht den Weg zu Oeppis reichem Innenleben zu finden, keine liebende Hand pflegt den Buben, wenn er krank ist, niemand denkt daran seinen Geburtstag, wie zu Lebzeiten der Mutter, aus der Reihe des Alltags hervorzuheben. Die Annäherungen junger Mädchen überbrückt Oeppi mit heiterem Anschein und bleibt zurückhaltend in knabenhaft scheuem Stolz. Sein instinktiver Drang nach körperlicher Kräftigung wird durch einen gleichaltrigen Dorfkameraden gefördert, der sich mit allerhand Schriften über Heilmethoden befasst, und Oeppi hört nicht auf halbem Wege auf: er gewöhnt sich daran, selbst mitten im Winter, in seiner Dachkammer mit ausgehängten Fensterflügeln zu schlafen, und als Turner gereicht er Wasenwachs zu hoher Ehre, bis ein Unfall diesen Ruhmes-taten ein Ende setzt. Wenn er in der Schule die alten Sprachen nur lernt wie sie ihm geboten werden, bereitwillig, doch ohne innere Anteilnahme, und in der Mathematik nur dank der Solidarität der Klassenkameraden durchrutscht, so wird hingegen der Rektor, welcher Unterricht in den Naturwissenschaften erteilt, die verborgenen Saiten seiner Seele zu berühren wissen. In diesen Stunden gewinnt alles, was zu Oeppis Leben in Wasenwachs gehört, gewinnen Blumen, Holz und Gestein neues Leben.

Ungern nimmt der Leser von dem tapferen, einsamen Oeppi Abschied, wenn er nach bestandener Matura zum Studium der Naturwissenschaften nach Zürich reist und verlässt ihn, vom Wunsche begleitet, dass der von jung an auf sich selbst gestellte auch fern von Wasenwachs sich seine ruhige Zielbe-

bewusstheit bewahren möge und der Einbruch der Philosophie, den der Deutschlehrer in den letzten Gymnasiast Jahren in Oeppi auslöste und der die Gedanken des Jünglings in vielen einsamen Stunden des Nachsinnens verwirrt und beschäftigt hatte, ihn nicht vom Heimatboden und dem erwählten Wege lösen werde.

•

Ein Buch völlig anderer Art ist der Roman von Max Frisch der den Doppeltitel trägt: „J'adore ce qui me brûle oder die Schwierigen“ (Atlantisverlag). Hier folgt der Autor nicht dem Charakter eines Helden, hier formt und lenkt er seine Figuren, um durch ihr Dasein und ihr Gespräch seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen und sie zu beweisen. Mag Arnold Kübler zu gewissen Skurrilitäten neigen so bleibt seine Anschauung doch immer naturverbunden und echt. Max Frisch dagegen verliert sich bisweilen bei allem Wort- und Farbenreichtum seines Stils in Wendungen dem Intellekt entstammender Begriffe. Aber der Roman bietet geistige Anregung, ist bewegt durch Handlung, ineinanderverwobene Schicksale, überraschende Geschehnisse und Wandlungen. Er handelt von Menschen, wie sie überall leben können, Menschen, die den Weg zum Mitmenschen nicht finden, die im Kampfe stehen mit der Last des Ererbten, des Selbstverschuldeten, im Grunde vor Allem im Kampfe mit sich selbst.

Das „erste Stück“: „Reinhart oder die Jugend“ genannt, ist, wie der Autor mitteilt, ein Auszug aus einem früher und in dreifachem Umfang erschienenen Erstlingsroman. Dieser nun also zusammengedrückte Teil hat einen schwebenden, jugendlichen Zauber. Von seiner Phantasie an die dalmatinische Küste bei Ragusa getrieben, weilt der junge Schweizer Jürg Reinhart dort in der kleinen Fremdenpension einer verarmten preussischen Baronin. Mit leichter Tasche, ein schwankes Rohr, lässt er sich von seinen Wünschen treiben, spielt in zwei Frauenleben hinein, lässt sich weiter in die Ferne treiben, fährt nach Griechenland, wandert, malt, schläft unter Sternen und trifft wieder in Ragusa ein, als dort ein Leben erlöscht, an dessen Schicksal er, keiner Verantwortung bewusst, teil gehabt hatte.

Das „zweite Stück“ ist auch noch gleichsam Vorspiel zum eigentlichen Roman, doch wird hier Eigenwille und Verschulden schon greifbarer dargestellt. Die zweite „Schwierige“ wird eingeführt, Yvonne, die Tochter eines Schweizer Kaufmannes, den der Gang der Geschäfte in Griechenland heimisch werden liess. Yvonne ist nicht schön, aber sie besitzt eine Anziehungskraft, welche die Menschen an sie fesselt. Sie selbst ist unerreicher in ihr eigenes Ich verstrickt. Mit einundzwanzig

Jahren hat sie einen jungen deutschen Archäologen geheiratet und als sie ein Kind erwartet, fährt sie davon mit der Begründung: „Man bekommt kein Kind von einem Sohn“, denn sie hat nicht den Weg zum Herzen ihres Gatten gesucht, sie hat nur für ihn gesorgt wie eine Mutter. Der Gatte reist ihr nach in die Schweiz. Sie will ihn nicht wiedersehen und will das Kind nicht lebend zur Welt bringen. Die Figur dieses Gatten ist sehr eindrücklich und intensiv, die ganze Episode seines Werbens, seines Kampfes und seines Endes zeugt für die starke Gestaltungsgabe des Autors.

Die übrigen drei Teile des Romanes bringen den eigentlichen Ausbau der Charaktere und Schicksale der Schwierigen, und Max Frisch wirft Fragen auf, die den Leser nachhaltig beschäftigen. Reinhart und Yvonne, die sich in Griechenland kennen gelernt, auf der Seereise nach der Schweiz wiedergesehen hätten, treffen sich unvermutet einige Jahre später in Zürich. Reinhart ist Maler geworden, Yvonne spielt die Rolle einer selbständigen Frau, die ihren Lebensunterhalt verdient. Die Spannung des romanhaften Geschehens soll hier nicht preisgegeben werden. „Turandot oder die Sehnsucht nach Gewalt“ heisst das dritte Stück, und Reinhart sagt zu Ende dieses Kapitels als Summe seiner Erfahrungen, wie es mit der Frau steht, die einen Beruf ausübt. Ihre Befreiung zeige sich als ihre grösste Vergewaltigung, die einzige, die sie wirklich verletze, „weil man sie mit Zielen krönte, die nicht die ihren waren, nicht ihre sind: man tat ihr Gewalt an sie von der Gewalt zu befreien, die ihre natürliche Sehnsucht ist -- und die Ehen gingen in Massen zugrunde... Das ist Turandot, die Prinzessin aus dem chinesischen Märchen, die die Männer enthauptet aus Enttäuschung und Trauer, dass sie es vermag“. Ein einzelner Mann wird nicht imstande sein alle Rätsel der Turandot-Yvonne zu lösen.

Im vierten Teil wird eine weitere „Schwierige“ in Reinharts Leben treten. Ihr gilt „J'adore ce qui me brûle“ und auch ihm. Doch nun bringt eine Enthüllung neue Wendung, und der letzte Teil „Anton, der Diener oder das wirkliche Leben“ zeigt, um Jahre später, wie jeder dieser „Schwierigen“ seinen Weg geführt worden ist. Das Buch gibt eindrücklich Zeugnis für die Menschen der Zwischenkriegszeit, die eingekapselt sind in die Wichtigkeit ihres eigenen Selbst.

•

Vom Suchen und Denken des einzelnen Menschen handelt Hans Albrecht Mosers ernstes und reifes Buch „Alleingänger“ (Verlag Huber & Co., Frauenfeld). Zwei der vier Erzählungen sind autobiographisch dargestellt, die erste in Form von Tagebuchaufzeichnungen des Autors während eines

Aufenthaltes im Spital. Er ist ein tapferer Patient. Selbst am Tage der Operation unterbricht er seine Eintragungen nicht. Er liest während seiner Konvaleszenz Ortega y Gasset und Nietzsche, und neben den Gedanken, die er zu dieser Lektüre äussert, spiegelt das Tagebuch eine reiche Fülle von Beobachtungen, Ueberlegungen und Lebenserfahrung.

„Aus den letzten Notizbüchern eines ausgewanderten Dichters“ heisst die letzte Erzählung. Hier spricht nicht mehr unmittelbar der Autor selbst. Er meldet sich nur kurz als Herausgeber, aber die wohlgewogene schöne Sprache bleibt dieselbe. Die Aufzeichnungen enthalten straff geprägte Aphorismen eines von der Kultur und den Menschen Enttäuschten. Gleichsam als Wunschtraum berichtet die letzte Eintragung des Dichters von einem Auswanderer, der, weil ihm die Welt und die Menschen missfallen, nicht jenseits politischer Grenzen in ein anderes von wandelbaren Menschen bevölkertes Land auswandert, sondern aufwärts steigt und über die Grenzen menschlicher Lebensbedingungen hinaus in die Gletscherwelt „Du Grand Désert“ entschwindet. Für ihn, der nur mit dem Zeitbegriff seines eigenen Menschendaseins rechnet, sind die Berge unwandelbar. Zwischen die skeptischen Aeusserungen und Ansichten übers Leben sind in die Notizbücher Kurzgeschichten eingestreut. Diese und die zwei anderen Erzählungen des vorliegenden Buches: „Der Kleiderhändler“ und „Der Zeitungsleser“ sind Kabinettstücke dichterischer Begabung; „Zu enge Handschuhe“, „Der Einsame“ weisen etwa in die Sphäre Peter Altenbergs, im „Kleiderhändler“ waltet etwas von dem unheimlichen Zwang, der die Visionen Franz Kafkas beherrschte. Heute trifft man selten kurze Erzählungen die so pointiert und abgerundet, von keinem unnötigen Wort belastet und an innerem Gehalt so reich sind.

•

Zu einem Band „Der Nächtliche Weg“ (Morgartenverlag) vereinigt Ludwig Hohl in den Jahren 1931—1938 geschriebene Erzählungen. Das Buch ist Albin Zollinger gewidmet und von Hanny Fries mit zarten Federzeichnungen geschmückt, die wie persönliche Randbemerkungen dem Erzählten Nachdruck verleihen. Ludwig Hohl gestaltet die Tragik menschlichen Daseins mit der Hellhörigkeit eines Dichters. Hier wird nicht über die Probleme des Lebens philosophiert oder diskutiert. Seelisches Erlebnis, Empfundenes, Erschautes, Geahntes wird aus der Tiefe ans Licht gehoben und mit unerbittlicher, gläserner Klarheit dargestellt. Wo immer der Autor seinen Leser hinführt, ans südliche Meer, nach Paris, nach Oesterreich, bedeutsam ist immer der Sinn des Dichters für alle Dinge in dem Maasse als sie im Menschen Wider-

hall finden; ob er von einem gestürzten Pferd erzählt, von einem vom Baume gefallenen Blatt, vom Meer, vom Gebirge. Er steigert zuweilen die Geheimnisse menschlicher Sehnsucht ins Symbolische, wie in der Erzählung „Der Igel“, oder er stattet seine Figuren mit den Waffen der Phantasie aus, wie in „Der Optimist“ oder „Der Suchende“. Auch „Die Trinkerin“, diese virtuose Darstellung einer Frau, die ihr Laster verbirgt, zeigt den Willen des Menschen zur Aufrechterhaltung einer Fiktion. Die Trinkerin verbirgt nicht materielle Armut, wie der Optimist, sie verbirgt ein Laster, bei dem durch Zurückdrängen der spontanen Wirkung die „innere Deformation“ entsteht. Mit suggestiver Deutlichkeit kündigt der Autor in „Und eine neue Erde“ alle Stufen der Qualen und Leiden, die den Hungernden zerrütten, bis zuletzt die körperliche Pein auch den mutigen, wehrhaften Geist übermannt. Von den dreizehn Erzählungen gibt die längste, „Der nächtliche Weg“, dem Buche seinen Titel, und er ist bezeichnend für den Autor selbst, für den der Mitwelt erschlossenen, leidensfähigen Menschen, der auch in dunkeln Nächten des Lebens wach und sehend bleibt, wahrnimmt und aufmerkt. In „Der nächtliche Weg“ hört ein „Zweiter“, ein reiferer Mann zu, während der junge Mann ihm seine nächtliche Begegnung und seinen darauffolgenden Traum erzählt, und dieser Zuhörer ist „sicher durch den Strahl des Wissens“. Als ein solcher erscheint durch diesen Band langsam gereifter, eindrucklicher Erzählungen auch der Autor: nicht von jener Sicherheit, „mit der man geboren werden kann, Sicherheit der frech Geborenen, Unbeirrbaren, Imperatorischen; sondern von der gereinigten, erreichten Sicherheit.“

*

Albert J. Welti hat nach seinem zeitgenössischen Roman „Wenn Puritaner jung sind“ einen weiten Sprung in die Vergangenheit gewagt. „Die Heilige von Tenedo“ heisst sein neuestes Buch (Morgarten-Verlag). Als Mittlerin seiner Phantasie hat er die heilige Verena von Zurzach gewählt und lässt sie selbst eine Episode ihres Lebens erzählen, um dem Gedanken Ausdruck zu geben, dass es vielleicht schwerer ist im Alltag den Weg eines Gott geweihten, demütig heiligen Lebens zu wandeln, als die himmlische Krone im heroischen Schwung ausserordentlicher Ereignisse zu erlangen.

Es ist kein leichtes Unterfangen die Schreibweise unserer Tage einer Selbstbiographie aus dem 3. Jahrhundert glaubwürdig zu unterschieben, doch mag dies dem Autor nicht wichtig scheinen, so wenig als ihm daran gelegen ist, die heilige Verena so wiederzugeben, wie Historie und Legende sie uns überliefert haben. Die Figur der dunkelhaarigen Aegypterin, die im Gefolge der thebäischen Legion nach Helvetien ge-

langte, dient ihm nur als Hintergrund. Die Heilige ist aus ihrer Kerkerhaft in Solodurum befreit worden, weil sie den Mann, der sie richten wollte, von schwerer Krankheit geheilt hat. Damit, und mit der Tatsache, dass sie später in Tenedo (Zurzach) weilte, ist die Anlehnung an wirkliches Geschehen beendet. Die „Heilige von Tenedo“ erzählt, sie sei, weil der Gerettete sie „zum Weibe begehrte“, in einer hellen Nacht an den Fluss hinunter geflüchtet, in der Hoffnung einen Kahn zu finden und zu entkommen. Noch darf der Leser an ein Wunder glauben, als etwas dahergeschwommen kommt, das wie ein Mühlstein aussah, worauf die Jungfrau sich ins Wasser wirft, den Mühlstein zu fassen bekommt, sich darauf setzt und auf der schwimmenden Scheibe den Fluss hinuntergleitet, ein Bild, das Welti in einer der beiden grösseren Federzeichnungen darstellt, die neben kleineren Vignetten das Buch illustrieren. Bei Morgengrauen landet die Jungfrau am Ufer des Rheines bei Tenedo und entdeckt, dass der vermeintliche Mühlstein aus Holz ist, ein Baumstrunk „innen ausgehört“, die Schnittfläche nach oben. Die Gerettete zieht sich des Hochmutes, weil sie sich eines Wunders würdig hielt. Welti verlangt von seiner Heldin des Frühchristentums einen fast puritanischen Wirklichkeitssinn, doch hat er ihr auch einen beglückenden Humor mitgegeben.

„Ich hatte keine Freude am Reisen mehr und ging den Jahren entgegen, in deren Verlauf der geruhsame Alltag zum grössten Fest wird“ schreibt die Jungfrau. Sie tritt in den Dienst des alternden Priesters von Tenedo. Um sie aber „vorm Einschlafen in geschäftiger Selbstgefälligkeit“ zu bewahren, bedient sich Gott „der knorrigen Seele Rüdharths“, des „Mittendiensten beim Pfarrer“. Die Gnade in der Ruhe eines werk erfüllten Alltags dahin leben zu dürfen, wird ihr noch für eine Weile verwehrt. Um Rüdhart vom Irrwahn zu befreien, sie habe ihn verhext, macht die tapfere Jungfrau sich auf, gelangt jenseits des Rheins auf langer Wanderung durch unwegsame, wilde Gegend in Rüdharths Heimatort und will ihm von dort die Verlobte seiner Jugend zuführen. Noch einmal darf der Leser sich dem Glauben hingeben, dass die Heilige sich eines besonderen überirdischen Schutzes erfreue, denn unbehelligt von reissendem Getier gelangt sie, der Richtung unkundig, durch finstere Wälder wohlbehalten ans Ziel. Und nun, in der raurakischen Siedlung, in der Spinnstube der Frauen, fängt sie um ihres guten Vorhabens willen an zu fabulieren, wobei sie wiederum von ihrem Gewissen streng zur Rede gestellt wird. Zu seiner Beschwichtigung kommt sie jedoch zum Schlusse: „Ich sah mich gezwungen zu lügen, ohne zu lügen, was man schlechthin dichten nennt.“ Ihr Un-

ternehmen führt sie zu gutem Ende. Nach allerhand Klippen und Fährnissen wird sie zur Stifterin einer glücklichen Ehe.

Und so führt Welti in seiner mit wenig Wunderglauben, aber mit viel Humor und gesundem Menschenverstand, mit Gedanken über Gott und die echte Frömmigkeit, mit wechselvollem Geschehen, Spannung und gut geführten Einfällen ausgestatteten Erzählung seine Heilige zum ersehnten „alltäglichen Verlauf“ ihres, im demütigen Dienste am Mitmenschen, gottgeweihten Lebens.

*

Aus ursprünglichem Talent, frei von Beeinflussung durch bewunderte Vorbilder, ohne die in manchem anderen Buche spürbare Beflissenheit genau zu beobachten, auch unbeschwert von psychologischer Analyse, rein und natürlich fließt die Erzählerkunst von Meinrad Inglin. Sein neuestes Buch heisst „Güldramont“, (L. Staakmann-Verlag, Leipzig) nach der gleichnamigen, umfangreichsten Novelle des Bandes. „Güldramont“ nennt Jürg, der siebzehnjährige Gymnasiast, sein Wunschland, eine von den Talbewohnern unbegangene Gegend des Hochgebirges. In dieses Wunschland dringen sieben Jünglinge, erfüllt von Entdeckerlust und dem Triebe nach Neuem und Unbekanntem, in ihren Ferien ein. „Wir dürfen nicht meinen, dass in Europa schon alles entdeckt sei, weil es vielleicht schon einmal gesehen wurde. Man kann etwas sehen und doch nicht erkennen, besonders wenn man solche Vorurteile hat, wie die meisten erwachsenen Europäer“, erklärt Jürg seinen Kameraden. Die Mischung von Stadt und Landbuben, von völlig naiver Entdeckerfreude, von Ahnungslosigkeit gegenüber der Gefahr und von aus Lektüre geschöpfter, altkluger Lebensweisheit, die Art, wie der Autor zwei grossartige Sagen in die Geschichte einführt, dies alles vereinigt sich für den Leser zu einer beglückenden Lektüre.

Der Schritt über die Schwelle von Jugend zu Reife klingt durch alle vier Novellen, aber jede dieser Novellen hat ihre eigene Stimmung. Die Willkür einer Absicht ist bei Inglin nie fühlbar, seine Sprache ist einfach, und der Mensch erscheint bei ihm als ein Teil des Ganzen, eingefügt in die von Gott erschaffene Natur.

Wer „Die Furggel“ gelesen hat wird nie mehr vergessen, wie der kleine, zwölfjährige Bub, der zum ersten Mal seinen Vater in den Bereich der Gemen begleiten darf, vom Tal durch den Wald hinaufsteigt, über die Baumgrenze hinaus bis auf den Furggelgrat, wie Sohn und Vater, einer dem andern, sich im Ausschreiten anpasst, wie der Knabe mit wachen Ohren auf des Vaters Worte lauscht und mit raschem Blick jedem Hinweis folgt, und wie er dann, nach langem Tag

und langer Nacht, im Morgengrauen des folgenden Tages seinen kleinen Rucksack umgehängt und dazu noch den grossen des Vaters, denselben Weg alleine zurückkehrt, Tränen schluckt, sich panzert gegen die Umwelt, wie er verweint und grimmig verschlossen mit dem viel zu grossen Rucksack daherkommt, weder rechts noch links schaut und unten angelangt an den Menschen vorbei eilig talaus, „das weh und trotzig gespannte Gesicht erhoben, den tränenfeuchten Blick in die Ferne gerichtet“ ins nächste Dorf wandert, geradewegs zur Mutter.

In der letzten Novelle, „Ueber den Wassern“, offenbart Inglin einem Kreis von Zuhörern, die den Kern seiner Erzählung umrahmen, offenbart er dem Leser die Bergwelt als Quelle ewiger Jugendkraft. Vielleicht die allervollendetste der vier Novellen ist „Die entzauberte Insel“. Ein paar halbwüchsige Buben fahren täglich auf eine kleine Insel hinaus und leben dort in unbeschwerter, sonniger Freude, wie im Paradies, fischen und baden und anerkennen ohne Scheu eine Ringelnatter als die Urbewohnerin ihrer Insel. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, von einem der Kameraden auf der Insel eingeführt, entzaubert schuld- und ahnungslos die kindlich-friedliche Knabenwelt. Jeder der Knaben erlebt den Einbruch nach dem Gesetz seiner ihm innewohnenden und ihm noch unbewussten Art. Mit einer genaueren Angabe des Inhalts dieser Novelle wäre so viel wie nichts gesagt, und auch der Verlockung nachgeben, Auszüge zu zitieren, wäre unrecht, denn ein Meisterwerk soll man nicht in Einzelheiten, man soll es als Ganzes kennen lernen. Es ist entstanden aus der Art, wie der Meister seinen Stoff ergreift und versteht, wie er, ohne einen vorgefassten Willen, dem der Stoff gehorchen soll, ihn formt, ihn schmückt und sein innerstes Wesen durchdringt bis Geheimes und Sichtbares zum Einklang wird und dadurch, wie Meinrad Inglin in seiner Novelle „Die entzauberte Insel“, dem schöpferischen Werke Leben verleiht.